

Medizin, Magnetismus, Melancholie

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Thurgauer Beiträge zur Geschichte**

Band (Jahr): **146 (2009)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

7 Medizin, Magnetismus, Melancholie

«Die Rechtskunde und die Medizin sind im Grunde nur garstige Aasvögel, von denen der eine an der moralischen, der andere an der physischen Fäulnis des Menschengeschlechts zehrt.»¹

Obwohl Johann Conrad Freyenmuth Medizin studierte, als Arzt praktizierte und Mitglied bzw. Präsident des Sanitätsrates war, nimmt das, was die Landwirtschaft betrifft, in seinem Tagebuch viel mehr Raum ein. Medizingeschichtlich sind seine Tagebuchnotizen nicht sehr ergiebig. Vielfach gehen sie nicht über das knappe Aufzählen von Krankenbesuchen hinaus. Es gibt zwei Ausnahmen: Ausführliche Notizen hat Freyenmuth über den Mesmerismus (Magnetismus) gemacht, weitläufige Aufzeichnungen auch über die eigenen gesundheitlichen Schwankungen.

Die Frage, wie weit der Arztberuf Freyenmuths Wünschen und Neigungen entsprach, bleibt ohne eindeutige Antwort. Nach einem ungeschriebenen Gesetz fiel der elterliche Hof an den Erstgeborenen, in unserem Fall an Johann Jakob Freyenmuth. Für Johann Conrad gab es in der nächsten Umgebung neben dem Vater jedoch ein weiteres Vorbild, das die Berufswahl beeinflusst haben dürfte: Sein Onkel wirkte in Wigoltingen als Arzt und Apotheker. Er hatte keine männlichen Nachkommen; in seine Fussstapfen zu treten schien naheliegend, und das Naheliegende galt in jener Zeit und Welt als günstiges Zeichen des Schicksals und der Vorsehung.

Auf dem weiten Feld der Medizin betätigten sich neben ausgebildeten Ärzten eine ganze Reihe von Wunderheilern, Wahrsagern, Badern, Schröpfern usw. 1842, ein Jahr vor Freyenmuths Tod, berichtete Johannes Pupikofer dem Dichter Jeremias Gottlieb: «In hiesiger Gemeinde [Weinfeld] ist ein Männchen, welches sich mit der Bruchheilung abgibt. Am dritten Tag nach der Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche kommen ganze Karawanen zu ihm auf Familienwagen aus dem Toggenburg und Leute aus den besten Familien vertrauen sich ihm an.

Er schneidet den Leuten die Nägel an Händen und Füßen ab, stösst die Abschnitte in einen Federkiel, verstopft ihn, bohrt in einen Baum, steckt den Federkiel hinein und verspricht, wann die Baumrinde das Loch überwachsen habe, sei der Bruch geheilt. Gegen diesen Wundermann darf man keinen Zweifel erheben, denn man zitiert eklatante Beispiele von glücklichen Kuren bei angesehensten Personen.»²

Der Zürcher Schriftsteller Jakob Stutz berichtet, was die weit verbreitete, oft im Aberglauben wurzelnde Volksmedizin betrifft, über Harz und Karrensalbe gegen Entzündungen und Geschwüre, von Wurzeln, die man gegen Augenentzündungen um den Hals hing, und vom Bestreichen von Brandwunden mit Leim oder Tinte.³ «Nur etwa bei Beinbrüchen wurde der Arzt gerufen; fehlte aber einem Stück Vieh nur das geringste, wurde auf der Stelle zum Arzt geschickt. Höchst selten wurde ein krankes Kind gearztet; musste es seinen Schmerzen erliegen, hiess es: ‚Der liebe Hergott hat’s halt so wollen, s’wird ihm eben lieb gewesen sein‘, und man ward bald getröstet. Ging ein Stück Vieh zugrunde, wurde dem Eigentümer nicht selten der Vorwurf gemacht, er hab’s verwahrloset, und fast untröstlich beklagte man einen solchen Verlust.»⁴

Die Chirurgie war, dem Begriff entsprechend, das Heilen mit der Hand; das griechische Wort «cheirurgia» bedeutet «Handwerk».⁵ Johann Conrad Freyenmuth wollte kein «gewöhnlicher» Operator werden – solche gab es im Thurgau viele –, sondern

1 Diesen Satz hat Johann Conrad Freyenmuth auf dem Deckelblatt eines seiner Tagebücher notiert, wobei unklar bleibt, ob er von ihm selber stammt (StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 31.12.1835–28.5.1837).

2 Zit. nach: Soland, Vorfahren, S. 65.

3 Vgl. Soland, Vorfahren, S. 60.

4 Zit nach: Soland, Vorfahren, S. 60.

5 Bieger, Heiler, S. 40. Alfons Bieger hat 2003 eine ausgezeichnete Monographie über das Thurgauer Medizinalwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert veröffentlicht.

ein akademisch gebildeter. Zur Vorbereitung gehörte auch der Lateinunterricht in Frauenfeld; eine Kantonschule gab es damals noch nicht.

Wie die Familie auf den Lehrmeister Rutschmann in Hüntwangen kam, entzieht sich unserer Kenntnis. Tatsache ist, dass auch akademisch gebildete Operatoren in der Regel zuerst eine praktische Chirurgenlehre absolvierten. Dabei waren sie als Apothekeergehilfen und gelegentlich als Hilfsärzte tätig. Sie unterstützten den Lehrmeister beim Zunähen von Wunden, im Umgang mit Knochenbrüchen, beim Amputieren, der Entfernung von Geschwulsten und Warzen, der Operation von Leistenbrüchen, und natürlich lernten sie das sachgerechte Schröpfen, das neben dem Purgieren sehr häufig zur Anwendung kam. Obwohl vielerorts Hebammen wirkten, betätigten sich professionelle Chirurgen meist auch in der Geburtshilfe; ein Gebiet übrigens – man nannte es «Accouchement» –, in dem sich Johann Conrad Freyenmuth später besonders bewährte.

Hüntwangen lag für einen Bauernbuben aus Wigoltingen zu jener Zeit in der Fremde, der Abschied von der Familie dürfte dem jungen Freyenmuth nicht leicht gefallen sein. In der Gegend von Eglisau lernte er die hier besonders ausgeprägte Verschuldung der Bauern kennen, ein Thema, das ihn fortan nicht mehr losliess.

Aufwühlend war sicherlich auch die erste Begegnung mit der Not des menschlichen Daseins: Patienten, die sich vor Schmerzen krümmen oder denen keine ärztliche Kunst helfen kann. Dass dies einen jungen Menschen, der gerade den Vater verloren hat, überfordert, steht ausser Frage. Es ist deshalb ohne weiteres nachvollziehbar, dass Johann Conrad Freyenmuth – vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben – von schwarzen Gedanken heimgesucht wurde. Es wäre besser, nicht geboren worden zu sein, dachte er.

Dieser Moll-Akkord wird ihn ein Leben lang begleiten. Am Neujahrstag des Jahres 1815 schrieb er in

Erinnerung an seine Hüntwangener Zeit: «Ich bin heute so sehr in düsterer Stimmung, dass ich, wie vor 23 Jahren in Hüntwangen nun hier im 40.ten Jahre meines Lebens ausrufe: Ich wollte, dass ich nie geboren wäre.»⁶

Der nächste Ausbildungsschritt führte Freyenmuth 1793 nach Zürich. Den «Zürcher Weg», wie ihn Alfons Bieger bezeichnet,⁷ absolvierten die angehenden Mediziner am «Medizinisch-chirurgischen Institut». Hier erhielten sie eine klinische Ausbildung: «Der Lernstoff betraf alle Teile der Medizin und wurde ergänzt durch Besuche an den Krankenbetten im Spital. Der Student konnte auch [...] an anatomischen Demonstrationen teilnehmen und hatte gute Bibliotheken und einen botanischen Garten zur Verfügung.»⁸ Dieser diente zudem als landwirtschaftliche Versuchsanstalt, was Freyenmuths besonders gefallen und seine spätere Absicht, einen Versuchsbetrieb einzurichten, beeinflusst haben dürfte. Wahrscheinlich besuchte er, wie andere Schüler aus dem Thurgau, auch Vorlesungen am Zürcher «Collegium Carolinum», an welchem Latein, Physik und anderes gelehrt wurde.

1795 bis 1797 ergänzte Freyenmuth sein Studium in Paris, scheint aber keinen akademischen Abschluss gemacht zu haben. Das Wenige, das wir darüber erfahren, haben wir im chronologischen Abriss bereits vorweg genommen.

7.1 Praktische Tätigkeit als Arzt und Sanitätsrat

Sechs Jahre wirkte Johann Conrad Freyenmuth als Nachfolger des verstorbenen Onkels in Wigoltingen, ehe er – inzwischen Obereinnehmer geworden – die

6 StATG 8'602'13, 2/5: Tb, 1.1.1815.

7 Bieger, Heiler, S. 69.

8 Bieger, Heiler, S. 76.

dortige Apotheke aufgab, nach Frauenfeld übersiedelte und als Arzt nur noch nebenamtlich praktizierte. Sein weiterer Aufstieg im Staatsdienst schränkte die medizinisch-chirurgische Praxis immer stärker ein. 1818 stellte er im Tagebuch fest, sie sei fast ganz eingegangen.⁹

Das ist wohl auch der Grund, weshalb das Tagebuch, was sein Wirken als Arzt betrifft, nicht viel hergibt. Zwar machte er weiterhin gelegentlich Arztbesuche, verzeichnete sie auch, hielt aber keine Details fest. Am häufigsten wurde er bei Geburten gerufen. Offenbar hatte er als «Accoucheur», der notfalls auch die Geburtszange einzusetzen wusste,¹⁰ einen guten Ruf. Ähnlich wie der allerdings häufiger praktizierende Dr. med. Melchior Aepli (1744–1813) in Gottlieben, über den wir lesen: «Die Geburtshilfe übte er mit auffallender Leichtigkeit und vielem Glücke aus, wodurch er sich bei dem weiblichen Geschlechte um so verdienter machte, als die ganze Gegend mit elenden und unwissenden Hebammen versehen war.»¹¹

Über eine tragische Entbindung im Januar 1816 lesen wir: «Gestern entband im Kurzdorf eine Frau von einem Kind mit einem Wasserkopf und ein[em] Fehler am Rückgrat: er [es; das Rückgrat] war [...] etwa 2 Zoll offen: auch waren die Schenkel nicht wie gewöhnlich verknöchert und die Unterfüsse einwärts gebogen –. –: Da ich des Rückgrates ansicht[ig] wurde und der Kopf durchaus nicht folgen wollte, so verminderte den Wasserkopf [wahrscheinlich durch Drücken], der erst nach der Zerplatzung durch die Conjugata [Teil des Geburtskanals] passieren konnte.»¹² – Offenbar handelte es sich hier um eine Steissgeburt, bei der das Kind infolge der geschilderten Anomalie keine Überlebenschancen hatte.

Im Weiteren erwähnt Freyenmuth die erfolgreiche Operation eines Augenkrebsses in Ellikon an der Thur (30.4.1811), die Behandlung einer Wunde, die durch einen «tollen» Hund verursacht worden war (05.02.1812), eine Bruchooperation in Elgg

(07.06.1834) und die Visite bei einer «Irren» in Göttinghofen (21.06.1826). Letzteres fällt insofern aus dem Rahmen, da Freyenmuths Spezialgebiet die Chirurgie war. Für psychische Erkrankungen gab es damals noch keine adäquaten Behandlungsmethoden. Erregte Patienten, die sich und andere gefährdeten, wurden meist in Ketten gelegt oder eingesperrt.

Gelegentlich verarztete Freyenmuth auch die Mönche der nahe gelegenen Kartause Ittingen. Nach dem Tod des Ittinger Priors Müller schrieb er ins Tagebuch: «Der H[err] Prior Müller in der Kartause, den ich am 2ten besuchte und mich mit ihm über verschiedene Gegenstände unterhielt, ist am 12ten Morgen früh aus einem Anfall von angina pectoris oder Asthma convulsivum wahrscheinlich aus arthritischer Ursache plötzlich gestorben. Er war sehr human, geschätzt und beliebt und wird desnahen sehr bedauert. Ich wurde am Morgen um 3 Uhr gerufen, bei meiner Ankunft war er bereits gestorben: ich kannte seine letzten Umstände nicht, sonst hätte ich ihm bei meinem letzten Besuch nicht nur einen Aderlass und Temperiermittel angeraten, sondern Expectorien und Guniac [?] – allein das Schicksal wollte es anders.»¹³

Im Sanitätsrat setzte sich Freyenmuth besonders für die möglichst flächendeckende Pockenimpfung ein. Unter seiner Leitung erzielte der Sanitätsrat Fortschritte in der Prüfung von Personen, die sich medizinisch betätigten. Das war dringend nötig. 1799 wurden in einem Bericht von elf Ärzten des Bezirks Tobel sechs als «unwissend» bezeichnet, drei mit einem Fragezeichen versehen und lediglich zwei als gut eingestuft.¹⁴

9 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 3.1.1818.

10 StATG 8'602'16, 2/17: Tb, 29.12.1829.

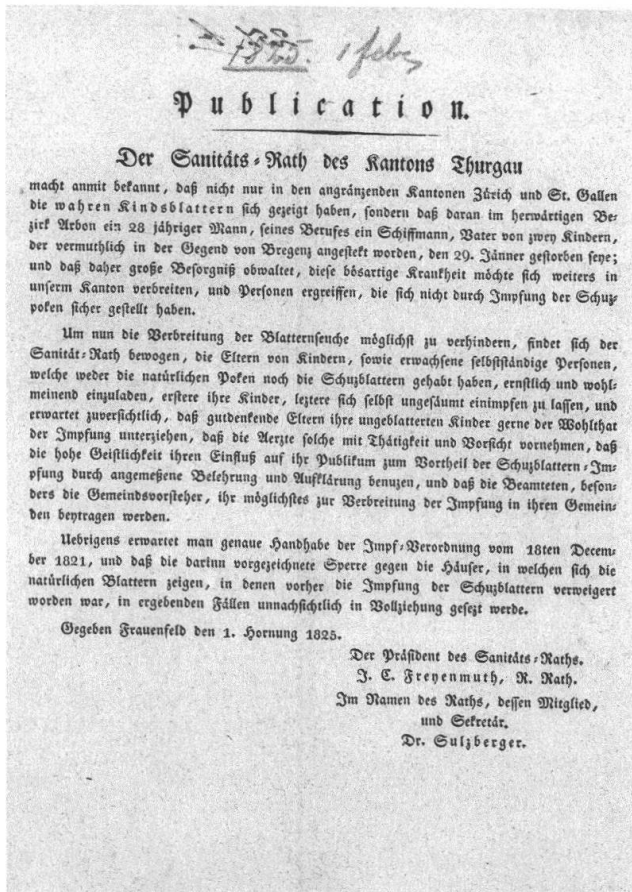
11 Zit. nach: Bieger, Heiler, S. 50.

12 StATG 8'602'14, 2/8: Tb, 16.1.1821.

13 StATG 8'602'15, 2/11: Tb, 10.9.1824.

14 Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 100–101.

Abb. 13: Als studierter Mediziner und Präsident des Sanitätsrates setzte sich Johann Conrad Freyenmuth für eine umfassende Impfung der Bevölkerung gegen die oft tödlichen «Blattern» (Pocken) ein. Die Abbildung zeigt einen entsprechenden Aufruf der Regierung von 1825.



Andere Probleme wie die Einrichtung eines Kantonsospitals wurden auf die lange Bank geschoben. Theophil Zurbuchen, der sich vor allem mit der psychiatrischen Versorgung im Thurgau befasst hat, kommt, was die Tätigkeit des Sanitätsrates betrifft, zum Schluss, man habe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar Anstrengungen zur Verbesserung des Medizinalwesens unternommen, sei aber kaum über Bemühungen hinausgekommen.¹⁵

Es fehlte den politischen Verantwortungsträgern am Willen, das vernachlässigte Gesundheitswesen ins Zentrum zu rücken. Bei Freyenmuth gewinnt man den Eindruck, dass ihm der Ausbau des Strassennetzes und die Äufnung des Staatsvermögens wichtiger waren.

7.2 Begegnung mit Franz Anton Mesmer (1734–1815)

Franz Anton Mesmer, der Begründer des animalischen Magnetismus oder Mesmerismus, stammte aus Iznang bei Radolfzell. Er hatte in Wien Medizin studiert und eine Doktorarbeit über den Einfluss der Gestirne auf den Menschen verfasst. Er glaubte, Magnete hätten durch ihre Strahlen eine heilsame Wirkung auf tierische und menschliche Organismen. Mit diesen Thesen begründete er sein praktisches Wirken als Arzt. Die von ihm entwickelte und tausendfach (zum Teil in Gruppensitzungen) angewandte Heilmethode führte Richtung Heilen durch Hypnose und Suggestion. Die Patienten wurden durch Mesmer in einen Zustand der Erregung versetzt, die dadurch ausgelöste Krise sollte zur Heilung führen.

Die wichtigsten Schulmediziner lehnten Mesmers Erkenntnisse ab, teilweise agitierten sie auch gegen seine praktische Tätigkeit, sowohl in Wien als auch in Paris, wohin ihn der Weg führte. Während der Französischen Revolution zog sich Mesmer an den Bodensee zurück, 1807 liess er sich in Frauenfeld nieder. Hier unterhielt er eine kleinere Praxis.

Freyenmuth scheint Mesmer längere Zeit nicht oder nur am Rande zur Kenntnis genommen zu haben. Das änderte sich 1812, als der in Zürich lebende Arzt und Gelehrte Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der Mesmer in Frauenfeld besuchte, auch bei Freyenmuth Station machte.

Ebel hatte 1792 den bekannten Reiseführer «Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen» veröffentlicht. Unter anderem befasste er sich auch mit Grenzgebieten der Naturwissenschaften. Er war von Mesmers Lehre fasziniert und propagierte auch die Anwendung der sogenannten Wünschelrute. Freyenmuth notierte:

¹⁵ Zurbuchen, Psychiatrische Versorgung, S. 101.

Abb. 14: Franz Anton Mesmer (1734–1815) praktizierte als Arzt und Hypnotiseur. Er begründete die Lehre des animalischen Magnetismus, nach ihm auch Mesmerismus genannt.



«Herr Doktor Ebel, dieser bekannte Gelehrte, welcher sich um die Kenntnis der Schweiz so ausgezeichnete Verdienste erworben, war gestern hier oder vielmehr seit einigen Tagen und besuchte H[errn] Doktor Mesmer, um, wie es scheint, seine Ansichten der Natur kennen zu lernen. Ich speiste mit demselben [Ebel] und hörte ihn mit vielem Vergnügen über Mesmer und überhaupt über den Magnetismus reden. Er scheint anzunehmen, dass die galvanische Flüssigkeit, die Elektrizität, die magnetische Materie, das universelle Agens in der Natur sei, dass Mesmer das Verdienst habe, dies vor 40 Jahren erkannt zu haben, und dass er deswegen als ausserordentlicher Mann anzusehen sei, dass es fast unbegreiflich sei, dass er sich schäme, so wenig zu wissen und das Alltägliche nicht erkannt zu haben. Mesmer und sein System scheinen ihn ganz eingenommen zu haben.»¹⁶

Es ist ein bekanntes Phänomen, dass gerade aufgeklärte Menschen oft für Impulse empfänglich sind, die sich dem strengen Rationalismus entziehen. Freyenmuth war als aufgeklärter Arzt primär der akademischen Schulmedizin verpflichtet. Doch er war bereit, sich auf Ungewohntes und Neues einzulassen, auch wenn es das Schulwissen sprengte. Ähnlich wie Johann Melchior Aeppli, der 1788 schrieb: «Die Geheimnisse der Natur sind nicht systematisch; sie lassen sich durch ein schönes zusammenhängendes Schulgeschwätz nicht entdecken. Nur die Erfahrung kann es.»¹⁷

Anfänglich fand Freyenmuth Gefallen an Mesmers Lehre. Er las dessen Schriften und führte lange Gespräche mit Ebel und auch mit Mesmer. «Es fehlt mir freilich noch viel, dass ich diesen Zusammenhang begreife,» notierte er, «allein: das Mesmerische System hat Einheit, Zusammenhang, alles geht von dem gleichen Prinzip aus vom Größten bis zum Feinsten – überall der gleiche Erklärungsgrund über Erscheinungen in der Natur.»¹⁸

Mit der Zeit wurde Freyenmuth dann aber skeptisch: «H[err] D[r.] Mesmer hat mir ein Heft von seinen Manuskripten de l'homme übergeben, das ich nun abschreibe: ich studiere noch immer über diese Lehre, an die ich jedoch zum Teil den Glauben bereits verloren habe.»¹⁹

Auch die Rhabdomantie, das Einzelnen zugeschriebene Vermögen, mittels «Wünschelruten» unterirdische Rohstoffvorkommen etc. ausfindig zu machen, wurde mit Mesmer in Verbindung gebracht. Es gab im Thurgau eine Wünschelrutenwahrsagerin und Heilerin, von der Freyenmuth schon vor seinem Zusammentreffen mit Ebel und Mesmer gehört hatte: Hippenmeyers Käther. Sie hiess in Wirklichkeit Kathe-

16 StATG 8'602'13, 2/3: Tb, 26.6.1812.

17 Zit. nach: Bieger, Heiler, S. 13.

18 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 6.10.1812.

19 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 24.12.1812.

rine Beittler und lebte im Haushalt von Rittmeister Johannes Hippenmeyer (1779–1854) in Gottlieben.²⁰ Dort wirkte auch der Arzt Johannes Hirzel (ein Bruder Heinrich Hirtzels), der Mesmers Lehre anhing, sie selber praktizierte und darüber hinaus auch die rhabdomantischen und heilerischen Fähigkeiten Käthers einsetzte. Diese benützte – wie Gottlieb Amstein berichtet – einen Wacholder- oder Stechpalmenzweig als Wünschelrute.²¹

Freyenmuth begegnete Käther erstmals am 22. Juli 1811, als sie in Begleitung Hippenmeyers auf Schloss Altenklingen war. Den Versuch, den sie mit ihrer Wünschelrute machte, fand Freyenmuth allerdings wenig überzeugend.

Im Spätherbst 1812 weilte Freyenmuth mit Dr. Egg aus Ellikon an der Thur erneut in Altenklingen, «um einen mit Veitstanz behafteten Knaben, den die Catherina [Hippenmeyers Käther] in der Kur hat, zu besuchen. Wir beobachteten die Krankheitserscheinungen, waren aber nicht befriedigt, ob solche Wahrheit oder Täuschung seien. Durch Gegenstriche [mit einem Stab] konnte [sie] das Übel provozieren, durch das gewöhnliche Streichen wieder heben; durch das Ausstrecken der Hand gegen die Catharina verschwanden die Zufälle. Man konnte sich kaum erwehren, den Knaben für einen Spitzbuben zu halten, der die Leute zum Besten habe.»²²

Jedenfalls ist kein Fall bekannt, in dem Freyenmuth Mesmers Heilmethode selber praktizierte. Hingegen hat er einzelnen Patienten die Anwendung durch Hirzel empfohlen. So schreibt er: «In Tägerwilen nahm des Zolleinnehmer Ribys 14- oder 15jährige Tochter bei Anlass des dortigen Wassergusses [Unwetters] so sehr Schrecken, dass sie seitdem an fürchterlichen Gichtern litt. Ich riet die Anwendung des Magnetis[mus] animalis, der nun seit dem 18ten Juni unter den sonderbarsten Erscheinungen angewendet wurde. Schon bei der ersten Anwendung trat Somnambulismus ein: der nun seit dem durch wenige Manipulationen sogleich hervorgebracht werden

kann. Die Kranke scheint in genauem Rapport mit dem Magnetism[us] zu stehen.»²³ –

Schliesslich ist im Tagebuch noch von einem Fall in Wigoltingen die Rede, bei dem wiederum Johannes Hirzel als Heiler im Einsatz stand: «Ich war [...] in Wigoltingen, wo ich Herrn Hirzel antraf, der mir über die Erscheinung an einer Person, die er in der magnetischen Behandlung hat, relatierte: Kaum darf man hier seinen Sinnen trauen: sein Einfluss oder Rapport auf die quasi Somnambule ist offenbar, allein andere Personen scheinen sich auch in Rapport mit derselben setzen zu wollen und sich zum Teil mit derselben gesetzt zu haben, wodurch sein [Hirtzels] Einfluss geschwächt oder verhindert wird: Ist das, was er will beobachtet haben, wahr, so muss man an das Besprechen und Beschwören glauben und an den Einfluss böser Geister, an den Einfluss der Gestirne mittels des Magnetismus. Dabei wird aber doch eine kränkliche Anlage erfordert und der Glaube.»²⁴

Der Gedanke, es könnte mit Hilfe von Käther und ihrer Wünschelrute möglich sein, im Thurgau grössere Mengen an Steinkohle zu finden, liess Freyenmuth nicht mehr los. Er entschloss sich, den Versuch zu wagen. Ausgerechnet 1817, als mit der Hungersnot und ihren Nachwehen ganz andere Themen im Vordergrund standen, reiste er mit Käther in die Gegend von Kreuzlingen. Wir lesen: «Am 31. Juli Exkursion auf die Höhe von Egelshofen, wo Jungfrau Käther die Gegend untersuchte und fand: ein Steinkohlenflöz sei hier nur partiell ausgebreitet, aber eine etwa 10–18 Schuh breite Ader laufe von dem Tobel etwa 600 oder mehr Schritte aufwärts und breite sich dann etwa 4–5 Fuss mächtig mehrere hundert

20 Amstein, Auszug, Thurg. Beiträge, 32. Heft, S. 30.

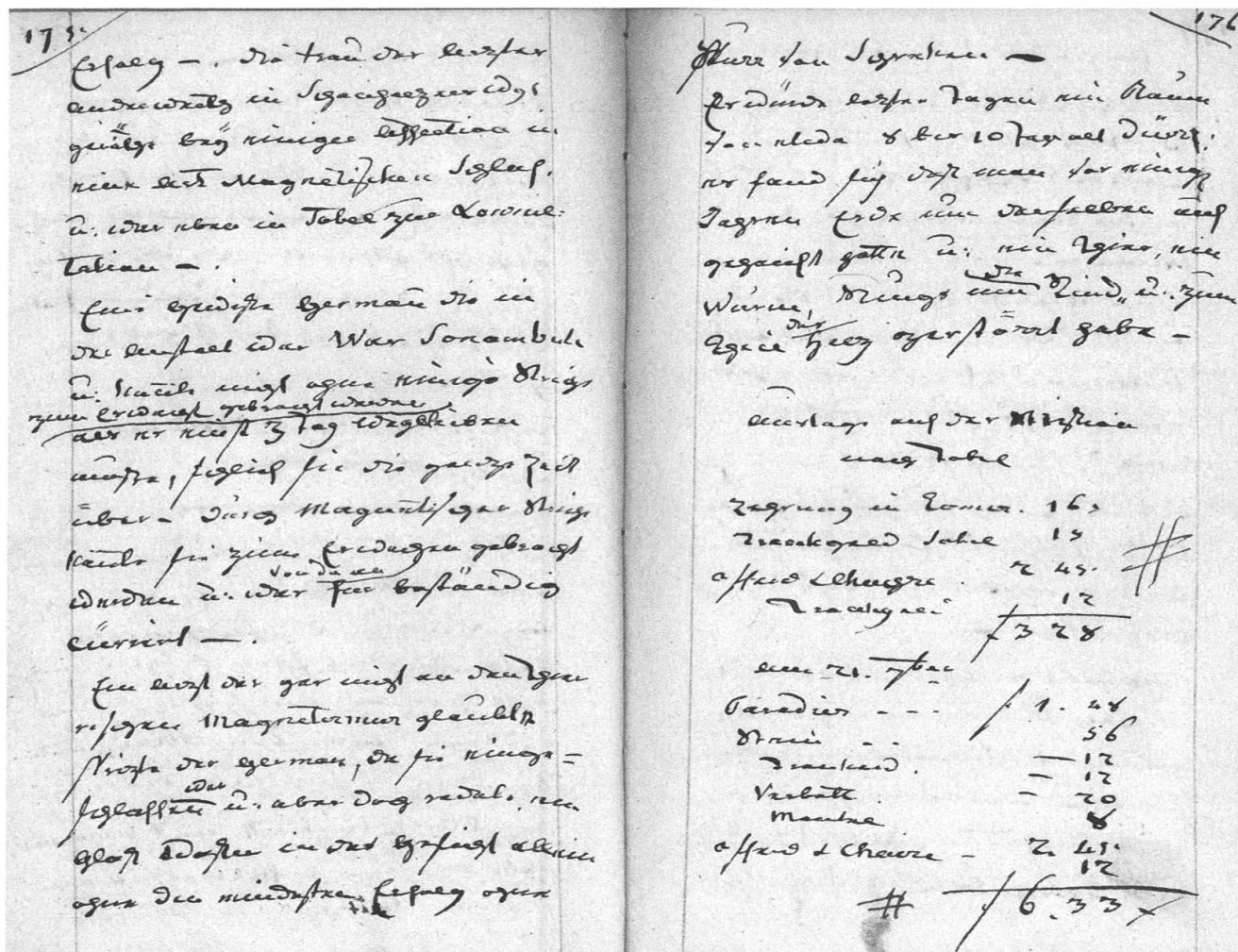
21 Amstein, Auszug, Thurg. Beiträge, 32. Heft, S. 30.

22 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 30.11.1812.

23 StATG 8'602'13, 2/4: Tb, 28.7.1812.

24 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 26.7.1818.

Abb. 15: Johann Conrad Freyenmuth beschreibt im Tagebuch eine Episode, bei der eine Frau mit den Methoden des Mesmerismus «beständig cüriert» wurde.



Schritte aus und laufe bis nach Bommen. Eine zweite Ader laufe neben jener und gegen Morgen, wo die Strasse von Petershausen [Bätershausen] nach Bommen das Holz berührt, finde sich in einer Tiefe von 90 Fuss eine Schicht, die bis 15–20 Fuss mächtig sei. Die erste Schicht, wo sie sich mächtig ausbreite, liege etwa 40 Fuss tief, das Wasser müsse aber durch einen Stollen von vielleicht 1500 Fuss und mehr Länge abgeleitet werden, was eben kostspielig wäre. Auf dem Rückweg nach Egelshofen unterhalb Petershausen wollte die Käther abermals Steinkohlen fühlen, und zwar bis 4 Fuss Dicke.»²⁵

Nach Anweisung Freyenmuths mussten Häftlinge aus Tobel unter Polizeiaufsicht dreizehn Stunden am Tag einen Stollen graben. Die schwere Arbeit rückte langsam voran. Freyenmuth hielt es für ein schlechtes Omen, dass einer der Arbeiter entwich, nachdem er dem wachhabenden Polizisten eine Silberuhr und einen silbernen Stock abgenommen hatte.

Im Sommer 1818 musste Freyenmuth im Tagebuch enttäuscht feststellen: «Die Arbeit auf die Stein-

25 StATG 8'602'14, 2/6: Tb, 1.8.1817.

kohle im Berg bei Petershausen sind mit dem 18. Juli eingestellt worden. Der Stollen wurde etwa 332 Fuss in die Länge getrieben: die Kohle fand sich am Ende nicht mächtiger als 2–3 Zoll [...].»²⁶

Was hätte Freyenmuth gemacht, wenn bedeutende Steinkohlevorkommen gefunden worden wären? – Auf diese Frage haben wir keine schlüssige Antwort gefunden, so dass wir uns auf die Vermutung beschränken, dass ihn in seinen Bemühungen zur Auffindung solcher Bodenschätze die Absicht leitete, den Wohlstand des in seinen Augen eher armen Kantons mit allen Mitteln zu mehren.

7.3 Schattenseiten

Johann Adam Pupikofer, der Freyenmuth gut kannte, schrieb über ihn: »Mit seiner raschen Beweglichkeit verband sich eine grosse Reizbarkeit des Gemütes. So sehr er sich Mühe gab, diese Reizbarkeit zu beherrschen und sich mit dem Gleichmut des Stoikers über die Wechsel des Lebens hinwegzusetzen, so gelang es ihm doch nicht immer.«²⁷

Zweifellos litt Johann Conrad Freyenmuth unter Verstimmungszuständen, die ihm das Leben und die Arbeit zur Last werden liessen, gelegentlich sogar auf dem Römerhof. Es war im Grunde ein schleichender Prozess, wahrscheinlich die Auswirkung einer entsprechenden Veranlagung. Sein Lebensüberdruß wuchs, wenn es in seinem Leben – wie erstmals mit dem Tod des Vaters und dem Abschied vom Elternhaus – zu negativen Belastungen oder eigentlichen Bruchstellen kam. In diesen Zusammenhang gehören die Zweifel am Erfolg seiner Brautwerbung, das Scheitern als Bleiche-Unternehmer, der Misserfolg mit der Hypothekenschrift und die Entmachtung durch die Regeneration. Von einer solchen kann man tatsächlich sprechen; auch wenn der zunächst Übergangene später noch einmal in den Kleinen Rat ge-

wählt wurde, so hatte dieser seine beherrschende Stellung inzwischen verloren.

1828 glaubte Freyenmuth – wie schon oft –, «dass es geschieden sein muss und wünsche dabei nur, dass ich noch zeitig das mir obliegende Rechnungswesen in Ordnung machen und abgehen könne. Sonst habe ich keinen besonderen Grund, um einen grossen Wert auf das Leben zu legen; in einer oft wiederkehrenden düsteren Stimmung kann ich den Gedanken, dass es besser wäre, nicht geboren zu sein, nicht unterdrücken. Denn was hilft es, existiert zu haben, wenn man mit dieser Existenz, so glücklich sie auch nach aussen gewesen sein mag, doch im Innern im Ganzen nicht recht zufrieden ist.»²⁸

Das sind deutliche Worte eines Mannes, der sein Leben in unregelmässigen Abständen – nicht selten ohne erkennbare äussere Ursache – als verfehlt anschaute. Der Umschwung von 1830/31 verstärkte diese Tendenz und verband sich mit der fixen Idee, die Neuerer hätten es darauf abgesehen, seine jahrelange Aufbauarbeit im Strassenbau und im Finanzwesen zu zerstören.

Freyenmuth wurde fatalistisch und «indifferent»: Der Gang der Ereignisse habe viel «zu diesem Indifferentismus beigetragen», fand er, «allein vieles ist doch offenbar [auch] der Abnahme der Kraft zuzuschreiben.»²⁹

Der «Gang der Ereignisse» und «die altersbedingte Abnahme der Kraft» wären zwei gewichtige Motive für einen Rückzug aus dem Staatsdienst gewesen. Brauchte Freyenmuth – abgesehen von der günstigen Mietwohnung im Schloss, die ihn im Amt hielt – die Arbeitslast, um den skizzierten Abgründen zu entfliehen?

26 StATG 8'602'14, 2/7: Tb, 24.7.1818.

27 Pupikofer, Lebensabriss, S. 22–23.

28 StATG 8'602'16, 2/15: Tb, 1.1.1828.

29 StATG 8'602'16, 2/18: Tb, 1.1.1832.

Wie auch immer – Freyenmuth trat nicht zurück. Er arrangierte sich mit der Erkenntnis von der Nichtigkeit des menschlichen Wirkens, auch des Tagesgetriebes. Es ist das alttestamentliche «Vanitas! Vanitatum vanitas!»³⁰ – Resignation und Fatalismus sind die entscheidenden Stichworte.

Freyenmuth erkannte den unabdingbaren Kreislauf von Aufbau und Zerstörung und wie die Menschen, stets unbefriedigt, von Wunsch zu Wunsch eilen. «Sobald man [...] die Erfüllung] erreicht [habe], wäre man bald des Genusses überdrüssig und hege neue Wünsche.»³¹ –

Die Stoiker waren überzeugt, das menschliche Tun sei vom Schicksal und von den Göttern bestimmt. Freyenmuth glaubte (wenngleich nicht mit letzter Konsequenz) an die Vorsehung oder das Schicksal – also doch an eine höhere Macht – und, damit zusammenhängend, an die weitgehende Unfreiheit des menschlichen Willens. Und er glaubte, dass das «Meiste in der Welt [...] für den Menschen nur das [ist], was er sich durch seine Vorstellung davon macht oder machen kann»³² – eine einfache Antizipation von Schopenhauers Welt als Vorstellung. Die folgenden Tagebuchauszüge, die sich vom Wust referierter Details zum Strassenbau etc. bemerkenswert abheben, verdeutlichen dies.

Neujahr 1834. «[...] ich muss mit Resignation mich in den Willen des Schicksals fügen, da es nicht anders sein soll: Ich habe immer etwas mehr sein wollen als ich war und dies hat mich oft meines Lebens überdrüssig gemacht, anstatt mit Zufriedenheit und mit Dank gegen die Vorsehung auf der Stufe stehen zu bleiben, auf die mich dieselbe gesetzt hat. – Die Auszeichnung, die ich im Leben von meinen Mitbürgern erhalten, habe ich dem regen Leben und meinem Trieb zur Tätigkeit beizumessen und gar nicht ausgezeichneten Naturgaben, deren ich auch keine besitze –: Ich habe einst nichts so sehnsüchtig gewünscht, als einige schriftstellerische Talente zu besitzen. Nun

schwindet auch dieser Wunsch allmählich und ich sehe, als dass am Ende all die kleine [unleserliches Wort im Sinn von: «gloire»] nichts ist eitler Tand.»³³

Neujahr 1836. «Nun sind bereits 60 Jahre meines Lebens vollendet. Dem ehemaligen Treiben hat nun eine Abspannung Platz gemacht, und, die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge einsehend, sinken die Ideale und Bestrebungen meines früheren Lebens allmählich unter den Horizont. [...] Eine jüngere Generation überflügelt die ältere. Die Erfahrung ist unbrauchbar geworden, und allem Anschein nach wird auch diese junge Generation mit allen ihren Plänen die Zivilisation und die Wohlfahrt des Landes eben nicht viel vorwärts bringen und sich am Ende ebenso behandelt sehen, wie es unseren Männern von 1798 ergangen ist.»³⁴

Februar 1836. «Am Abend des Montags wurde mit mehreren Abgeordneten [an einer Konferenz zur Gründung eines Konkordats für die Einführung einheitlicher Masse und Gewichte in Bern] über die Verhältnisse in der Schweiz abgesprochen [gesprochen], wobei ich meine allgemeinen politischen Ansichten entwickelte, zwar ziemlich lakonisch: Das Wesentliche war, dass ich behauptete, dass im Allgemeinen an der Menschheit der Charakter des Wechsels ausgedrückt sei, nicht aber der fortschreitenden Perfektibilität, und dass das Mass des Glücks im Allgemeinen allen Generationen zugemessen sei, je nach dem Stand der Entwicklung und Bildung der Anlagen –. Es seien Ideale, die vorschweben, und in deren Erfüllung [man] immer das ersehnte Gut zu finden hoffe. So-

30 Buch Kokelet = Prediger Salomo 1,2 in der lateinischen Fassung der Vulgata.

31 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 2.2.1836.

32 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 23.4.1836.

33 StATG 8'602'17, 2/20: Tb, 1.1.1834.

34 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 1.1.1836.

bald man es erreicht [habe], wäre man bald des Genusses überdrüssig und hege neue Wünsche. Alle Anstalten und Einrichtungen grüben sich allmählich ihr Grab und entstehen wieder neu aus der Asche.»³⁵

April 1836. «Ich ritt bei schon eingebrochener Dämmerung nach Hause zurück, die Phantasie in lebhafter Aufregung über unser Dasein. Der reine Sternenhimmel war mir die Unendlichkeit: dies Treiben der kleinen Erdenwürmer, wo jeder sich eine Welt dünkt, durch Leidenschaften aller Arten in Bewegung gesetzt, was haben diese zu hoffen, was ist wahr von allen den Träumen, Vorstellungen und Idealen?»³⁶

Sommer 1836. «Ich behaupte, dass, was der Mensch treibt und tut, in Bezug auf sein moralisches Verhältnis nur von der Vorstellung, dem Ideal, das er sich selbst schafft, abhängt, die ganze Ansicht der Verhältnisse unseres Daseins nur subjektiv begründet ist und objektiv keine Realität hat. Das Meiste in der Welt ist für den Menschen nur das, was er sich durch seine Vorstellung davon macht oder machen kann, und diese Vorstellungsart ist das Produkt der Anlage, der Erziehung und der Verhältnisse, unter denen man sich befindet.»³⁷

Neujahrstag 1838. «Ich war heute ganz ungemein prosaisch gestimmt und gleichsam fern von jener Aufregung im Gemüte, von jenen ernsten Betrachtungen über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Aussichten in die Zukunft, die mir sonst diesen Tag sehr wichtig machten –. Ein gewisser Indifferenzismus war überwiegend und gewöhnliche Tagesgeschäfte nahmen meine Zeit in Anspruch –. Hieran mag wohl eine gewisse Erschöpfung, das Gefühl, nichts mehr Wesentlich[es] wirken zu können und sich durch die junge Welt verdrängt zu sehen, Schuld sein. Unter solchen Umständen sollte man sich wohl ganz von den öffentlichen Geschäften zurückziehen und nur für sich und die Geschäfte leben, die man

sich gern auswählt. Anstatt dass wenn man in den öffentlichen Geschäften mehr oder minder lebt, [wo] immer eine Menge Fälle vorkommen, die von Personen geleitet und entschieden werden, die gar keine Kenntnis von den Geschäften haben und deren Behandlung und Ansichten eine Quelle von Ärgernis sind –.

So bringt uns die ungeschickte Einleitung und Behandlung des Strassenbaus über Eschikofen wohl um 4 bis 6 und wohl noch mehr Jahre um das Interesse, das wir von dem auf die Brücke verwendeten Kapital hätten ziehen können und die Richtung der Strasse wird immer ein Hindernis [...] sein –: neben dem, dass sie nur mit grossen Kosten wird unterhalten werden können –: Man hat durch diesen Strassenzug dem Gemeinen Wesen einen Schaden von mehr als f. 10 000 verursacht, für die Unternehmer der Brücke die Hälfte ihres auf den Bau verwendeten Kapitals. Dixi.»³⁸

Silvester 1841. «Meine Weltansichten haben sich seit mehreren Jahren dem Fatalismus genähert. Ich fühle zwar sehr wohl, dass die Freiheit des menschlichen Willens ein Postulat ist, das man notgedrungen anschauen muss. Allein andererseits hängt doch der Mensch mit der ganzen Natur zusammen, und was er ist, geht aus seiner angeborenen Anlage hervor. Die Bestimmungsgründe seines Willens [Schopenhauer

35 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 2.2.1836.

36 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 24.4.1836.

37 StATG 8'602'17, 2/22: Tb, 23.4.1836.

38 Dieser Tagebucheintrag verdeutlicht, wie sehr die nach seinem Dafürhalten durch und durch negativen Auswirkungen der Regeneration – etwa auf den Strassenbau – Freyenmuth belasteten. Darauf werden wir in den Kapiteln «Herr der Strassen» und «Die Bruchstelle oder: Die Pfaffen sind schuld» näher eingehen. Die Einsicht, dass er sich aus dem Staatsdienst zurückziehen müsste, war bei Freyenmuth immer vorhanden, nur hat er es versäumt, die Konsequenzen zu ziehen.

nennt sie «Motive»] finden sich immer ausser ihm oder in seiner Natur. Die wichtigsten oder fast alle Ereignisse, die auf das Leben influieren [einwirken], sind ohne sein Zutun herbeigeführt worden, und der Mensch erscheint als Akteur in einem Drama, an dessen Erscheinen er selbst keinen Anteil hat. Diese Ansicht wird in mir durch die Betrachtung meines eigenen Lebens bestätigt. Zeit, Umstände und Verhältnisse einerseits, meine angeborene Neigung zur Tätigkeit, zu einer gewissen Sparsamkeit andererseits, und die Liebhaberei für die Wissenschaften haben mit Naturnotwendigkeit das Drama meines Lebens aufgeführt. Je mehr ich forsche, umso mehr sehe ich mich im Dienste einer unsichtbaren Leitung, die sich als Naturnotwendigkeit herausstellt. Diese Ansicht ist nicht ermunternd, sondern eher niederschlagend. Die Akteure auf dem grossen Theater der Welt kommen mir wie Puppen vor, die, von einer unsichtbaren Macht geleitet, ihre Rolle spielen in der Beglaubigung [im Glauben], sie seinen selbständig Handelnde.»³⁹

Die Ausführungen über die unternehmerischen Versuche Freyenmuths haben uns gezeigt, dass es ihm an Menschenkenntnis gebrach. Dass er mehrfach (zunächst vom Maschinenhersteller aus Colmar, dann, bei der Walzmühle, von Hofrat Müller) getäuscht worden war; dass er, wie wir später sehen werden, auch im Strassenbau immer wieder auf Erscheinungen des menschlichen Egoismus stiess, scheint die negative Färbung seines Menschenbildes beeinflusst und seinen Hang zur Resignation und zur Melancholie verstärkt zu haben.

Wir haben oben Schopenhauer erwähnt. Auf jeden Fall gehört Freyenmuth nicht zum Kreis seichter Optimisten. Verklärende Tendenzen finden wir bei ihm höchstens beim rückwärts gewandten Blick in die Kindheit, nicht im Hinblick auf Gegenwart und Zukunft. Das ist vielleicht auch ein Grund für seine Abneigung gegenüber Bornhauser mit seiner optimistischen Verfassungsgläubigkeit.

Die Widersprüche der menschlichen Natur, die

negativen Triebkräfte des Handelns (z. B. der Ehrgeiz) lassen sich nach Freyenmuth in der Regel nicht aufheben. Diese pessimistische Sicht, die er aus der Erfahrung ableitete, deckt sich mit seinem politischen Denken, mit dem wir uns später genauer auseinandersetzen werden. Hier nur soviel: Am Beispiel der Französischen Revolution und – in der Schweiz – der Umwälzungen von 1798 und 1830/31 glaubte Freyenmuth zu erkennen, dass «rohe» Durchschnittsmenschen, wenn man sie aufhetzt, aufrührerisch werden. Sie sind dann, um es mit Dostojewskis Grossinquisitor zu sagen, «kleine Kinder, die in der Schule Aufruhr gestiftet und den Lehrer fortgejagt haben».⁴⁰ Doch dies wird sie teuer zu stehen kommen. Auf die Politik gemünzt, heisst das: Lieber die Herrschaft der Besten – Freyenmuth spricht vom «Aristokratismus» – als eine demokratisch legitimierte «Pöbelherrschaft». Schon die Auseinandersetzung mit der Verschuldungsthematik hat Freyenmuth gezeigt, dass die Mehrzahl der Menschen staatlicher Bevormundung bedarf. Sie sind – auch im Kreditwesen – zu schwach für die Freiheit.

39 StATG 8'602'18, 2/25: Tb, 31.12.1841.

40 Fjodor Michailowitsch Dostojewski, *Der Grossinquisitor*. Neu übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Kasak, Frankfurt am Main/Leipzig 2003, S. 38.

